

(Nachdruck verboten.)

57

Roma Gordsejew.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Klara Brauner

„Sm,“ sagte der Alte, während er mit dem einen Auge den Gast anblickte und mit dem zweiten die Tochter beobachtete. „Es ist also jetzt Deine Absicht, eine so ungeheure Fabrik zu bauen, daß alle andern zu Grunde gehen?“

„O nein!“ rief Smolin aus und machte bei den Worten des Alten eine abwehrende Handbewegung. „Warum sollte ich die andern überbieten? Welches Recht habe ich darauf? Mein Ziel ist, die Bedeutung und den Wert des russischen Lebers im Auslande zu erhöhen, und jetzt baue ich, mit der Kenntnis der Produktion bewaffnet, eine moderne Fabrik und fülle den Markt mit mustergültiger Ware. Die Ehre des Handels . . .“

„Wieviel Kapital, sagst Du, wird man dazu brauchen?“ fragte Majakin nachdenklich.

„Etwa dreihunderttausend Rubel.“

„So viel Witgift wird mir der Vater nicht geben,“ dachte Ljuba.

„Meine Fabrik wird auch bearbeitetes Leder in den Handel bringen, in der Form von Stoffen, Schuhen, Pferdegeschirr, Riemen und so weiter.“

„Und auf wieviel Prozent hoffst Du?“

„Ich hoffe nicht, ich berechne alles mit der Genauigkeit, die bei unsern russischen Verhältnissen nur möglich ist,“ sagte Smolin mit Nachdruck. „Der Produzent muß ebenso streng nüchtern sein, wie ein Mechaniker, der eine Maschine baut. Man muß die Reibung jeder winzigen Schraube in Betracht ziehen, wenn man eine ernste Sache ernst vollenden will. Ich kann Ihnen eine von mir verfaßte Notiz zu lesen geben, die auf meinem persönlichen Studium der Viehzucht und des Fleischkonsums in Rußland begründet ist.“

„So was!“ sagte Majakin lächelnd. „Bringe mir die Notiz, das ist interessant! Man sieht, Du hast Deine Zeit im westlichen Europa nicht vergeudet. Und jetzt wollen wir nach russischem Brauche etwas essen.“

„Wie geht es Ihnen, Ljubowj Jakowlewna?“ fragte Smolin, indem er Messer und Gabel zur Hand nahm.

„Sie hat es langweilig bei mir“, antwortete Majakin an ihrer Statt. „Sie ist meine Haushälterin, die ganze Wirtschaft liegt auf ihren Schultern, sie hat also keine Zeit, sich zu amüsieren.“

„Ich muß auch hinzufügen, daß ich keine Gelegenheit dazu habe,“ sagte Ljuba. „Ich liebe die kaufmännischen Bälle und Abende nicht.“

„Und das Theater?“ fragte Smolin.

„Ich gehe auch dorthin selten, ich habe keine Gesellschaft.“

„Das Theater!“ rief der Alte aus. „Da soll nur einer sagen, woher diese Mode entstanden ist, den Kaufmann als einen wilden Dummkopf darzustellen? Das ist sehr komisch, aber unverständlich, denn es ist nicht wahr. Was bin ich für ein Dummkopf, wenn ich im Stadtrat ebenso wie im Handel der Herr bin und auch das Theater mir gehört? Wenn man im Theaterstück einen Kaufmann sieht, fühlt man, daß er dem Leben nicht entspricht! Natürlich, wenn man etwas Historisches darstellt, zum Beispiel: „Das Leben für den Jaren“, mit Gesang und Tanz, oder: „Hamlet“, „Die Zauberin“ und „Wassilissa“, da ist die Wahrheit nicht notwendig, denn das alles ist vergangen und geht uns nichts an. Es ist gleich, ob das wahr oder unwahr ist, wenn es nur gefällt. Wenn man aber die Gegenwart darstellt, darf man sich nichts ausdenken! Dann muß man den Menschen so zeigen wie er ist.“

Smolin hörte die Worte des Alten mit einem höflichen Lächeln auf den Lippen an und warf Ljuba Blicke zu, als fordere er sie auf, dem Vater etwas zu entgegnen. Sie sagte ein wenig verlegen:

„Und doch ist der kaufmännische Stand ungebildet und wild, Vater.“

„Ja,“ sagte Smolin bedauernd, indem er mit dem Kopf nickte, „das ist eine traurige Wahrheit.“

„Zum Beispiel Zoma . . .“ sprach das Mädchen weiter. „So?“ rief Majakin aus. „Nun, ihr seid junge Leute, ihr müßt ja alles besser wissen.“

„Nehmen Sie an keinerlei Vereinen teil?“ fragte Smolin Ljuba. „Es giebt hier ja eine Menge verschiedener Vereine.“

„Ja,“ sagte Ljuba seufzend, „ich lebe aber ganz zurückgezogen.“

„Das macht die Wirtschaft,“ fügte ihr Vater hinzu. „Wir haben hier eine Menge Kram . . . das alles muß vollzählig, rein und in Ordnung erhalten werden.“

Er wies selbstgefällig mit dem Kopf auf den Tisch, der mit funkelndem Krystall und Silber bedeckt war, und auf den Glaschrank hin, dessen Bretter unter der Last der Gegenstände zu brechen schienen und an eine Ausstellung im Fenster eines Ladens erinnerten. Smolin sah sich das alles an, und auf seinen Lippen erschien ein ironisches Lächeln. Dann blickte er Ljuba ins Gesicht; sie fing in diesem Blick etwas Freundschaftliches, Mitfühlendes auf. Eine leichte Röte bedeckte ihre Wangen, und sie sagte mit schüchternen Freude zu sich:

„Gott sei Dank!“

Das Licht der schweren Bronzelampe schien in den geschliffenen Krystallvasen aufzuflammen, und das Zimmer sah heller aus.

„Und mir gefällt unsere liebe alte Stadt,“ sagte Smolin, indem er das Mädchen freundlich lächelnd anblickte. „Sie ist so schön und lebendig . . . es ist etwas Frisches darin, das zur Arbeit aufmuntert . . . schon das Malerische an ihr wirkt anregend. Man will darin intensiv leben . . . man hat Lust, viel und ernst zu arbeiten. Und außerdem ist es eine intelligente Stadt. Sehen Sie, was für eine sachliche Zeitung hier herausgegeben wird, . . . apropos, wir wollen sie kaufen.“

„Wer denn?“ fragte Majakin.

„Ich, Urwanjew und Schtschukin.“

„Das ist lobenswert,“ sagte der Alte und schlug mit der Hand auf den Tisch. „Das ist was Rechtes. Es ist Zeit, daß man ihnen den Mund verstopft — es ist höchste Zeit! Besonders dem Jeschow, der drin ist . . . der ist wie eine scharfe Säge. Dem solltet ihr einmal zu Leibe gehen, aber tüchtig!“

Smolin warf Ljuba wieder einen lächelnden Blick zu, und ihr Herz erbebte freudig. Mit heller Röte im Gesicht, sagte sie zu dem Vater, indem sie sich innerlich an Smolin wandte:

„Soweit ich Afrikan Dmitrijewitsch verstanden habe, glaube ich, daß er die Zeitung gar nicht deswegen kauft, um ihr den Mund zu verstopfen . . . wie Sie meinen . . .“

„Was soll man denn sonst damit machen?“ fragte der Alte und zuckte die Achseln. „Es kommt dabei nichts als leeres Geschwätz und Zwietschkeit heraus. Natürlich, wenn ein tüchtiges Volk, wenn die Kaufleute selbst darin schreiben werden . . .“

„Die Herausgabe einer Zeitung,“ begann Smolin belehrend, indem er den Alten unterbrach, „kann, selbst wenn man sie nur vom kommerziellen Standpunkt aus betrachtet, ein sehr vorteilhaftes Unternehmen sein. Aber außerdem hat eine Zeitung einen andern, wichtigeren Zweck: die Verteidigung der Rechte des Einzelnen und der Interessen der Industrie und des Handels.“

„Ich sage ja auch, daß die Zeitung gut sein wird, wenn die Kaufleute sie selbst leiten.“

„Erlauben Sie, Vater,“ sagte Ljuba. Sie begann das Bedürfnis zu fühlen, sich vor Smolin auszusprechen; sie wollte ihn davon überzeugen, daß sie die Bedeutung seiner Worte verstand, und daß sie keine gewöhnliche Kaufmannstochter sei, die sich nur für Kleider und Bälle interessiert. Smolin gefiel ihr. Sie sah zum erstenmal einen Kaufmann, der lange im Ausland gelebt hatte und der so überzeugend sprach, sich so anständig benahm, so hübsch gekleidet war, und mit ihrem Vater, dem klügsten Kopf in der Stadt, im herablassenden Ton eines Erwachsenen einem Kinde gegenüber sprach.

„Nach der Hochzeit werde ich ihn bitten, mich ins Ausland mitzunehmen,“ fiel es ihr plötzlich ein; dieser Gedanke machte sie verlegen, und sie vergaß, was sie zu ihrem Vater hatte sagen wollen. Sie errötete tief und schwieg ein paar Sekunden,

von der Angst erfüllt, Smolin könne dieses Schweigen unvorteilhaft für sie auslegen.

„Sie haben beim Sprechen ganz vergessen, dem Gaste Wein anzubieten,“ sagte sie endlich nach ein paar peinlichen Sekunden des Schweigens.

„Das ist Deine Sache; Du hast zu bewirten,“ entgegnete der Vater.

„O, bemühen Sie sich, bitte, nicht!“ rief Smolin lebhaft aus. „Ich trinke ja fast gar nicht.“

„Wirklich?“ fragte Majakin.

„Ich versichere Sie! Nur manchmal ein Gläschen oder zwei bei einer Ermüdung oder einem Unwohlsein. Doch das Weintrinken als Zeitvertreib ist mir unbekannt. Es giebt andre Vergnügungen, die eines Kulturmenschen würdiger sind.“

„Die Dämchen, nicht wahr?“ fragte der Alte und blinzelte ihn an.

Smolins Hals und Wangen wurden von Blut übergossen, das ihm in den Kopf gestiegen war. Er blickte Ljuba mit gleichsam um Entschuldigung bittenden Augen an und sagte zu ihrem Vater trocken:

„Das Theater, die Bücher, die Musik.“

Seine Worte erfüllten Ljuba mit Freude.

Und der Alte blickte den würdigen jungen Mann von der Seite an, lächelte beißend und plakte plötzlich heraus:

„Ja, das Leben geht vorwärts! Früher hat der Hund jede Rinde gefressen, und jetzt ist dem Köter der Rahm zu dünn. Verzeiht mir das saure Wort, meine Herrschaften . . . es ist hier aber zu sehr am Plage. Es ist nicht auf Euch gemünzt, sondern gilt nur im allgemeinen.“

Ljuba erlebte und blickte Smolin erschrocken an. Er saß ruhig da, indem er ein altertümliches, mit Emaille verziertes Salzfaß, das die Form einer Arche hatte, betrachtete und sich den Schnurrbart drehte; er schien die Worte des Alten nicht gehört zu haben. Aber seine Augen hatten sich verdunkelt, und die Lippen waren fest geschlossen, so daß das rasierte Kinn eigensinnig hervortrat.

„Also, Herr zukünftiger Fabrikant allerersten Ranges,“ begann Majakin, als sei nichts geschehen, „dreihunderttausend Rubel, und Dein Geschäft wird wie eine Feuersbrunst aufleuchten?“

„Und nach anderthalb Jahren lasse ich die erste Warenpartie heraus, die man mir aus den Händen reißen wird,“ sagte Smolin einfach und mit unerschütterlicher Ueberzeugung und richtete einen harten, kalten Blick auf den Alten.

„Also, das Haus Smolin und Majakin und sonst nichts? Ja—a . . . Nur das eine . . . Ist es für mich nicht zu spät, ein neues Geschäft anzufangen, was? Ich glaube, daß für mich schon längst ein Grab vorbereitet ist . . . wie denkst Du darüber?“

Statt einer Antwort lachte Smolin ein paar Sekunden lang klangvoll, aber gleichgültig und kalt, und sagte dann:

„Aber lassen Sie das doch.“

Der Alte fuhr bei seinem Lachen zusammen und taumelte mit einer kaum sichtbaren Körperbewegung erschrocken zurück. Nach Smolins Worten schwiegen alle drei eine Weile.

„Ja —,“ sagte Majakin, ohne den tiefgesenkten Kopf zu heben. „Man muß darüber nachdenken . . . ich muß es mir überlegen.“ Dann hob er den Kopf, blickte die Tochter und den Freier forschend an und sagte finster und grob, indem er sich von seinem Sitz erhob: „Ich gehe für ein paar Minuten in mein Arbeitszimmer. Ihr werdet Euch wohl ohne mich nicht langweilen.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Ein Idyll.

Von Richard Dietrich.

Er war ein kleiner Journalist in einer kleinen Stadt. Sie war eine noch kleinere Schauspielerin ebenda. So etwas findet sich oft und leicht. Schon der Beruf bringt die Leutchen zusammen. Die gleichen Interessen und das gemeinsame Wohlmetum geben dann den Kitt.

Natürlich sind die Beziehungen nicht alltäglich. Man steht eben außerhalb der vier Wände. Man sieht die Dinge auch von der Rehrseite, und die Illusionen sind längst beim Teufel. So etwas hält dann schon.

Und sie hatten sich lieb. So recht von Herzen lieb. Sie lachte wie ein braves Hausmütterchen, und er sah bei ihr. Nicht, als ob

das Essen die Quintessenz seiner Wünsche gebildet hätte, aber es gehörte doch nur mal mit zum Leben. Sie sorgte auch dafür, daß er adrett gekleidet ging, was sonst nicht immer der Fall gewesen war. Mit andren Worten: er fühlte sich so wohl bei ihr, daß er nichts vermehrte; es war ein Idyll so ganz nach seinem Geschmack und er dachte nicht daran, daß sich das jemals ändern könnte.

Mitunter gab es freilich auch ein bißchen Sturm. Da hatte irgend einer ein großes Bouquet oder einen Blumenkorb geschickt, und der dumme, große Hans barst vor Eiferjucht. Er ging dann um wie ein brüllender Löwe und drohte wohl gar mit Mord und Tod.

Aber das ging vorüber. Klein Ethy ging dann vorsichtig an ihn heran, nahm seinen Kopf zwischen ihre Patschhändchen und lachte ihrem „Lieben dummen Bua“ so sonnig ins gebräunte Gesicht, daß er nur und nimmer widerstehen konnte.

So war schließlich doch wieder eitel Sonnenschein auf der ganzen Linie.

Aber es sollte auch einmal anders kommen. Der berühmte „Lauf der Dinge“, könnte man sagen.

Hans schreibt für den Moniteur seines Städtchens natürlich auch die Theaterkritiken. Nun waren böse Menschen auf die piffige Idee gekommen, er könnte möglicherweise die kleine Ethy bei seinen Besprechungen bevorzugt haben. Es stellte sich zwar bei näherer Prüfung das Gegenteil heraus, aber das hinderte die Wiedermänner natürlich nicht, ihre dreiste Behauptung aufrecht zu halten. Außerdem munkelte man etliches unverständige Zeug über Moral an sich und Moral im besonderen. So fittsam entrüstet, stieg man zu dem Besitzer jenes Moniteurs und hielt ihm vor, welsch einem Ungeheuer er die sittliche Hebung der Bevölkerung — so nannten sie es in der That — anvertraut habe.

Und dieser Weiser, übrigens in jeder Beziehung ein Ehrenmann, konnte dem Drängen der Waderen doch nicht widerstehen. Das Resultat seiner inneren Betrachtung war lakonisch kurz: Hans flog!

Darob war natürlich große Trauer unter den beiden Menschenkindern. Sie hatten ein so süßes Idyll gelebt und sollten nun auf Kommando von einander lassen, weil die Herrschaften in Kirgendivo es so beschloffen hatten!

Hans tobte und schimpfte, Ethy weinte und klagte. Hand in Hand saßen sie auf dem schmalen Sofa nebeneinander, als ob sie ahnten, es sei das letzte Mal. Mund an Mund gestanden sie sich ihr Trennungswelt, um dann zu scheiden für immer.

Die erste Zeit gingen täglich Briefe hin und her. Man gelobte sich dies und das und wer weiß was alles. Allmählich wurde es ruhiger über den Wassern, und am Ende hörte alles auf, ohne eigentlichen Bruch, ohne Ekstase, so, als ob es selbstverständlich wäre, als ob es in der Notwendigkeit läge. . . . Und keiner hörte mehr etwas vom andren.

So mochte wohl eine geraume Zeit verstrichen sein.

Hans saß in seinem eleganten Arbeitszimmer in Berlin W. und sog an seiner Havanna.

Er hatte Glück gehabt, wie es sonst selten ist unter den Männern seines Faches. Erstens hatten sich seine literarischen Arbeiten ihre Feld erobert und er verdiente ein schönes Stück Geld damit, und zweitens, was schließlich wohl die Hauptsache war, er hatte von einem dreiviertel verschollenen Onkel eine recht ansehnliche Erbschaft gemacht.

Das traumliche Heim, das er sich hergerichtet, zeugte von gediegenem Geschmack. Es war alles darin, was man braucht, nicht zu viel und nicht zu wenig, und jedes an seinem Plage. Nur eins fehlte ihm und zwar mit den Jahren immer mehr: die Frau.

Hans hatte oft daran gedacht, sich zu verheiraten. Er war eigentlich wie geboren zur Ehe. Das hatte er sich hundertmal selbst gesagt und immer dabei an jene Zeit gedacht, als er noch . . .

Da war sie also wieder! . . . Immer, wenn er von Glück und Liebe träumte, stand das süße kleine Mädchen aus dem Idyll von damals vor seinem geistigen Auge, so greifbar nah, daß er sie fassen zu können meinte.

Ja, Ethy! Er wußte, wo sie war. Nur zu feig war er bis jetzt gewesen, vor sie hinzutreten und ihr zu sagen:

„Sieh, da bin ich; ein wohlhabender Mann! Sieh mir, was Du mir damals versprachst, als wir noch arm waren wie die Kirchenmäuse, als man uns auseinandertrieb, als ob wir die Sünde in unsren Kleidern trügen.“

Zu feig, zu ängstlich war er. Er kam sich so weltfremd vor in der großen Stadt, so unbeholfen und schlichtern, daß er es einfach nicht wagte, zu der großen Künstlerin zu gehen, zu dem glänzenden Falter, der aus der unscheinbaren Puppe hervorgegangen.

Aber heute war er fertig mit sich geworden. Er hatte sich so lange einen Feigling genannt, bis der Mut von selber gekommen war.

Einen diskreten Strauß in der Hand, tastete er sich die Wendeltreppe des vornehmen Hauses hinauf.

Weltertage! Hier also wohnt sie. Wichtig, da steht ja auch ihr Name, und da hängt die Schiefertafel für Bestellungen und Aufträge.

Mut, Mut!

Die Kammerlaye sieht sich den Fremden mit dem Schlapphut

keptisch an. Sie weiß für „so was“ schwärmt ihre Herrin nicht. Trotzdem befördert sie die Visitenkarte, die der schüchterne Besucher abgab, in ihre Hände.

Die Gnädige liest das Billet, streicht mit der freien Hand über die weiße Stirn, als ob sie sich erst auf den Namen bestimmen müßte, dann nickt sie lässig, daß er eintreten soll.

Zögernd überdreht Hans die Schwelle, immer den Strauß Krampfhast in der Linken.

Sie ist aufgestanden und tritt ihm entgegen. Ein lebenswürdiges Lächeln liegt auf ihren Lippen. . . Sie freut sich, daß er sie aufgesucht hat.

So sagt sie wenigstens.

Aber wie sie das sagt! Wie wenn sie mit ihrer Schneiderin spräche.

Und wie sie ihn behandelt! Als ob sie sich im Pferdebahnwagen einmal kennen gelernt und nie wieder gesprochen hätten.

Hans sitzt vor ihr wie ein Schuljunge. . . Er schämt sich in tiefster Seele. . . Wie er sich auch so lächerlich machen konnte! . . . Und halb mechanisch tritt er mit seinen Füßen auf das dumme Bouquet, das zu Boden gerollt ist.

Sie sieht es, und wieder lächelt sie.

Ob sie wohl noch manchmal an die Tage von einst denkt? Sie liest ihm die Frage von den Lippen.

„Wir waren ja damals so lächerliche Menschenkinder, mein Freund. Nicht wahr, Sie haben später auch manchmal herzlich darüber gelacht?“

Und er nickt stumpfsinnig, wie im Traum.

„Ja, meine Gnädigste. . . wir sind häufig rechte Kinder im Leben.“

Dann erhebt er sich wieder. Das seine Parfum der großen Dame da vor ihm stumps die Nerven ab. Der Hauch, der von ihr ausgeht, weht ihn förtelnd an. . . kalt. . . abstoßend.

Sie geleitet ihn bis zur Thüre.

Sie murmelt noch etwas Gleichgültiges von Wiedersehen. Dann reicht sie ihm lässig konventionell die Hand.

Er hat es wohl nicht bemerkt.

In großen Sägen stürzt er die Treppe hinab. Erst das pulsierende Leben auf der Straße weckt ihn aus seiner Erstarrung.

Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist wirklich nur ein Schritt. Er hatte es heute an sich erfahren. . . Und wenn ihm jemals wieder in späteren Tagen jenes Jdyl aus der Kleinstadt ingerufen in sein Gedächtnis kam, dann brauchte er nur schnell an das Bündel Rosen zu denken, das er wie ein alberner Geiz durch ganz Berlin geschleift, um es schließlich mit Füßen zu treten. Dann war er wieder der alte. . . Und er lächelte still über sein Ideal und über sich selber. —

Kleines Feuilleton.

dg. **Zu Verlegenheit.** „Nein, es meldet sich kein Mädchen!“

Emmy stöhnte. Sie stand und setzte die Stube, man sah aber, daß es ihr ungewohnte Arbeit war. Sie schob den Besen vor sich her und wirbelte den Staub, daß er hochflog. Dann drehte sie sich halb zu der Mutter herum, die eben mit dem Scheuerreimer hereinkam: „Du sollst sehen, Mama, die Annonce mag gar nichts.“

„Gott, warte doch nur die Zeit ab.“ Die Mutter machte sich zum Aufwischen fertig. Sie schürzte das Morgenkleid in die Höhe, es war viel zu elegant für grobe Hausarbeit. Emmy stützte sich auf dem Besen: „Wenn nun wieder keine kommt?“

„Dann behelfen wir uns noch ein paar Tage. Emmy, stehe bloß nicht so rum, es ist noch zu thun.“

„Na, ich mach' ja schon!“ Die Tochter maulte und schob von neuem den Besen weiter: „Ach, es ist gräßlich, muß das mit der Anna auch so kommen! Hättest Du ihr lieber gar nichts gesagt.“

„So, nun machst Du mir wohl noch Vorwürfe?“ Die Mutter stellte den Schrubber aus der Hand und warf der Tochter einen zornigen Blick zu: „Soll ich's mir vielleicht gefallen lassen, daß sie alles im Sämund läßt?“

Emmy seufzte: „Die Dienstmädchen sind ja alle schmutzig.“

„Ja, weiß der Himmel, das sind sie.“ Die Mutter nickte. „Wie die Küche ansieht! Diese Anna war wirklich eine Schmierliese erster Güte, an den Scheuerleifen sind lauter Franzen.“

„Da müssen sie sich ja büden, wenn sie die abbürsten wollen.“ höhnte Emmy, und 'n Dienstmädchen und büden —

„Jawohl, saule Gesellschaft!“ Die Mutter warf sich in einen Sessel. „Ach, nee, ich laun nicht mehr! Das ist ja aber auch geradezu gräßlich, jezt muß man hier stehen und Stuben aufwischen, und das alles, weil so'n Frauenzimmer sich nichts sagen lassen will!“

„Und die Schlafzimmer haben wir auch noch zu machen.“ klagte Emmy.

„Die lassen wir einfach liegen.“ entschied die Mutter.

„Ach nein, Mama, das geht doch nicht.“

„Ach ja, das geht doch. Die Betten sind gemacht, und was so an großen Fußeln herumliegt, nimmst Du auf. Denkst Du vielleicht, wir werden hier alle vier Stuben aufwischen? Fällt mir im Traum nicht ein!“

„Na es ist auch gräßlich.“ stöhnte Emmy. „Weißt Du, Mama, laß doch die hier auch liegen. Befegt habe ich ja schon, es ist ja ganz sauber.“

„Aber wenn nun Besuch kommt?“

„Ach wir ziehen die Sonnenrouleaux zu, dann ist es dunkel im Zimmer. Gott nee — ich muß ja das Müll noch aufnehmen.“

„Sege es doch irgendwo unter den Schrank.“ sagte die Mutter, „wenn wir erst ein Mädchen haben, kann die ja gründlich reinmachen.“

„Wenn wir erst eine haben.“ lachte die Tochter.

„Na erlaub' mal, es wird sich doch wohl ein Mädchen finden, sonst nehmen wir 'ne Aufwartefrau für den Vormittag.“

„Na man bloß nicht. Wenn nun abends mal noch was zu holen ist, wer soll denn dann gehen? Ich etwa?“

„Zu schade wärs Du eigentlich nicht dazu und Zeit hättest Du auch.“ Die Mutter wurde ärgerlich. „Steh bloß nicht so rum, wir haben auch noch die ganze Abwäsche.“

„Ja, ja, ich weiß schon. Was solche Wirtschaft für Arbeit macht, das ist ja schauerhaft!“ Emmy schob den Schrank unter einen Schrank und griff nach dem Staublappen: „Aber die Rippfächer nehm' ich nicht alle auf, Mama, ich wüßte heut bloß drum rum. Man wird ja sonst vor Nachmittag nicht fertig.“

„Ja, mach' doch nur!“ Die Mutter sah noch immer im Sessel: „Nachher launst Du Kartoffel schälen, zieh' Dir aber Handschuhe an, Du verdirbst Dir sonst die Hände.“

„Werde ich schon machen“, sagte Emmy.

„Siehst Du, es ist schon elf Uhr, es kommt kein Mädchen. Die Annonce mag gar nichts.“

„Bei Burgers hat sie doch gemußt!“

„Na ja, mal durch Zufall. Wir wollen doch einfach nach dem Mietsbureau gehen. Es bleibt uns ja doch nichts andres übrig.“

„Wahrscheinlich nicht, aber wenn ich d'ran denke, wird mir schlecht.“ Die Mutter stöhnte: „Die Ausfragerei da, und wenn man Ihnen sagt, man hat vier Stuben und es wäre für fünf Personen zu kochen, dann ziehen sie'n Gesicht und es ist ihnen zu viel.“

„Ja, das ist es.“ Emmy nickte. „Ich sage Dir ja, sie sind alle über einen Kamm geschoren. Hättest Du lieber die Anna behalten.“

„Nun höre aber von der Anna auf! Ja?“ Die Mutter richtete sich auf. „Das soll man sich gefallen lassen? Sonnabends will sie keine Fenster putzen, weil da auch die Küche rein zu machen und die Teppiche zu klopfen sind? Das ist ja unerhört! Ich verstehe nicht die Arbeit einzuteilen, das sagt mir mein Dienstmädchen? Das ist ja 'ne Frechheit sondergleichen.“

„Ja es ist schon 'ne Gesellschaft!“ Emmy war mit Staubwischen fertig geworden. Sie redete die Anne: „Ach je! Ich bin müde. Also 's Schlafzimmer lassen wir liegen? Dann können wir wohl nun nach der Küche gehen?“

„Ja das werden wir wohl müssen!“ Die Mutter stand gleichfalls auf. „Ach weißt Du, stell doch das gebrauchte Geschir in die Besenkammer, wir lassen die Abwäsche einfach auch stehen und nehmen vom guten Geschir, wenn 'n Mädchen kommt, kann sie alles mit einem mal machen.“

„Famofes Einfall!“ Emmy wurde vergnügt.

„Dann sind wir ja fertig und haben bloß noch zu kochen und nachmittags gehen wir nach dem Mietbureau.“

„Ja ja, aber wenn wir nur eine kriegen.“ Die Mutter seufzte wieder. „Ich habe gar keine Hoffnung mehr; ich sag Dir ja, wenn sie hören, was für Arbeit ist und daß sie die allein machen sollen, und daß man auch Sonnabends keine Hilfsfrau nimmt, dann schnappen sie ab, die saule Gesellschaft will ja nichts thun!“ —

— **Wanderungen unter dem Eise von Albengletschern.**

Die „Röthner Zeitung“ schreibt: Am 7. Juli 1781 stürzte der Grindelwälder Wirt Christian Wöhren in eine 64 Fuß tiefe Spalte des oberen Grindelwaldgletschers und brach dabei einen Arm. In der Tiefe fand er zu seinem Entsetzen, daß die Eismassen des Gletschers nicht unmittelbar auf dem Boden ruhten, sondern niedrige Höhlungen frei ließen, in denen große Felsstücke lagen, auch floß in der Tiefe ein Bach. Diesem folgte er kriechend nach aufwärts, und es gelang ihm, eine Oeffnung zu finden, durch die er sich ins Freie retten konnte. Dieser mildebsamen Wanderung unter einem Gletscher folgten später beabsichtigte, doch ist deren Zahl auch bis heute noch nicht groß. Der erste, welcher zu wissenschaftlichen Zwecken unter einem Gletscher vordrang, war der Alpenforscher F. J. Hugi. Er unternahm seine gefährliche Wanderung im September 1828 unter dem Urzagletscher in einer Höhlung, durch die sonst das Wasser eines Baches floß, der sich bei Regen und Schneeschmelze vom Sattel des Titlis herabstürzt. „Da kein Wasser floß“, so erzählt Hugi, „stieg ich in das Loch hinab und begann die Reife unter dem Gletscher. Der ganze Grund besteht aus Steingerümpfen, aus dem hier und da einzelne feste Granitmassen hervorragen. Der Gletscher war an dieser Stelle nur 30 Fuß dick und schmolz an der Unterfläche fortwährend ab. Ich wanderte unter ihm bis zum entgegengelegten Ende, da ich aber keinen Ausweg fand, mußte ich wieder aufwärts gegen den Titlis. Auf halbem Wege fand ich jedoch eine Oeffnung und kroch durch sie zu Tage. Wo ein Felsblock im Schutte sich fand, sah der Gletscher auf ihm fest. So ruhte die ganze Gletschermasse auf unzähligen kleineren und größeren, unregelmäßig verteilten Pfeilern, die äußerst wunderbar tausend Kluppen und Gewölbe trugen, oft so niedrig, daß ich kaum durchkriechen konnte. Das Wasser tropfte aus allen diesen Gewölben, so daß ich, naß wie eine Maus und halb erfroren, heraustrat. Nachdem ich 1/4 Stunden unter dem Gletscher gewandert war.“ Vier Jahre später ließ sich Hugi mitten auf dem Grindelwaldgletscher an Seilen in 114 und 161 Fuß tiefe Spalten hinab, um den Fels-

Hoben, auf dem der Gletscher ruhte, zu untersuchen, und fand ihn an mehreren Stellen mit dem Eise fest zusammengefroren. Einen noch gefährlicheren Versuch machte Agassiz im Jahre 1841. An einzelnen Stellen finden sich auf den Gletschern Spalten, in denen die oberflächlichen Schmelzwasser, mit Festigkeit hinabstürzend, eine sogenannte Gletschermühle bilden, wobei auf dem Boden liegende Steine durch den Herabsturz des Wassers in drehende Bewegung geraten und dadurch Strudellöcher ausböhren. Auf dem Unteroargletscher ließ Agassiz in einer solchen Gletschermühle den Bach ableiten und gelangte, angefeilt, bis zu 120 Fuß Tiefe; doch traf er dort die Mühle noch mit tiefem Wasser angefüllt und mußte den Versuch aufgeben. Die längste Wanderung unter einem Gletscher hat F. A. Forel im Juli 1886 in einer Höhlung unter dem Krollagletscher ausgeführt. Diese Höhlung zeigte sich 18 bis 36 Fuß breit, stellenweise noch viel breiter und 6 bis 9 Fuß hoch, sie teilte sich weithin in zwei Teile. Forel drang mit seinen Begleitern 800 Fuß weit unter dem Gletscher vor. In neuester Zeit hat man an einigen Gletschern künstliche Eiszirten hergestellt, die bei Sonnenschein durch prächtige Lichtwirkungen sich auszeichnen. —

Theater.

Schauspielhaus. Coquelin in Nostrand's "Chyrano de Bergerac". — Bei seinem ersten Gastspiel im Schauspielhaus hatte sich Coquelin's Kunst vorwiegend in kleinen Rabinettstücken der Charakteristik gezeigt. Die Aufgaben waren — von der Rolle des Tartüffe abgesehen — eng abgefaßt, aber in dieser ihrer Begrenzung freilich auch mit sicherer Meisterschaft gelöst. Die feine Eiselierung der Gestalten zeigte eine überraschende Beherrschung der Mittel. Indes konnte man — sein Tartüffe rief mancherlei Bedenken hervor — noch immer leise zweifeln, ob jene Kunst, die im Kleinen so heimisch ist, nicht am Ende verfliegen möchte, wenn sie sich an Charaktere von tieferer Anlage und größeren Dimensionen heranwagt.

Nostrand's Chyrano war da als Probe trefflich geeignet. Diese „romantische Komödie“, die auch hier in Berlin durch die Aufführungen im Deutschen Theater — Kainz spielte damals die Titelrolle — so populär geworden, gehört sicher zum Interessantesten, was die französische Dramatik des letzten Jahrzehnts hervorgebracht hat. Nur darf man das Stück natürlich nicht mit dem Maßstabe des modernen Naturalismus messen. Zweifellos, der Dichter hat arge Unwahrscheinlichkeiten, ja Unmöglichkeiten als Vorspann der Handlung benützt. Aber, was bei einem in der Gegenwart spielenden Stücke unerträglich wäre, das wird hier durch das fremde, abenteuerliche Kostüm eines entlegenen Zeitalters gemildert; und, was die Hauptsache, auch dies Willkürliche ist schließlich nur der Hintergrund, auf dem ein tiefgeschauter, ganz eigenartiger Charakter sich frei entfaltet. Das, was er geben wollte, das Bild des wunderlichen, rauschhaften und doch so sentimentalen Gascogners, ist dem Dichter wunderbar gelungen. Chyrano ist ein eiserner geistiger Verwandter Donquixotes, er hat etwas von seiner überspannten Phantasie, von seiner feierlichen Grandezza, von seiner Uneigennützigkeit und idealistischen Verachtung aller irdischen Güter, aber in die Nartheit mischt sich bei Chyrano das Genie. Seine Phantasie beherrscht ihn nicht nur, sie ist auch seine Dienerin. Er ist ein Poet, dem bei jeder flüchtigsten Erregung mühslos und ungesucht die Fülle der Ideen und Vergleiche zufließt. Keiner vermag so zierlich, so spielerisch leicht wie er, die Worte zu setzen. Und diese rastlose Behendigkeit des Geistes ist zusammen mit der Kraft des Armes sein Stolz und Glück, ist die Waffe, mit welcher er den Spott, der sich an seine unglückliche Nase heranwagt, immer siegreich zurückschlägt. Und doch, jener Spott ist der große, nur äußerlich durch lustige Humore verdeckte Schmerz seines Lebens. Das Bewußtsein des lächerlichen Makels macht ihn, den jeden Kaufbold, zag und schwächern vor den Frauen. Schönheit nicht Geist entscheidet in der Liebe. Die Dame, an der er mit gläubender Verehrung hängt, ahnt gar nicht sein Empfinden. Ein junger, hübscher Burche hat ihr Herz gewonnen, und sie bittet Chyrano, sich des Geliebten schützend anzunehmen. Und er — ist glücklich, daß er, wenigstens so, der Angebeteten dienen darf, auch wenn der andre die Frucht pflückt; doppelt glücklich, weil er dem Unscholkenen, dem jeder Ausdruck fehlte, die Liebesbriefe, die sie lesen wird, schreiben darf. In ihnen darf sich sein Gefühl frei ergießen. Bis zu dem Augenblick des Todes wahr er, auch als der andre längst von einer Kugel durchbohrt ist, das Geheimnis. Wie festsam sich die Liebesgeschichte dann auch im einzelnen fortspinn, in ihrem tiefsten Grunde berührt sie nicht. Wir glauben dem Chyrano, daß er in dem stillen, unerkannten Verben, in diesem phantastisch entsetzlichen Spiele schmerzliche Befriedigung findet. Daß wir es glauben, das zeugt mehr als alles andre für die lebendig machende Kunst, mit der der Dichter die von der Geschichte überlieferte Gestalt gesonnt hat. Alles trägt und ergängt sich da, die merkwürdigsten Gegensätze sind in den Charakter zu anschaulich wirkungsvoller Einheit verschmolzen.

Und diese Verschmelzung war auch in Coquelin's Spiel. Er war lebenswürdig und von reizbarem Stolz, bescheiden und prahlerisch, noiver Spazmacher und sentimental, sanft und aufbrausend, klug und phantastisch, Schöngestirnt und Kaufbold und immer doch derselbe wunderliche Kerl. Er focht, wie wenn die Nase mit der Maus spielt, und wenn er sechtend und im Wortkampf improvisierte Tropfen vortrug, so war es, als hätten sich in Wahrheit

eben jetzt die Berse in seinem Kopf zusammengefunden. Zumal das trozige Lied von den Gascoigner Kadetten und dann die zarten Weisen, mit denen er vor den halb verhungerten Kameraden im Feldlager die Vision der fernen Heimat, der wälderreichen Gascoigne, besingt, jedes in seiner Art, mit unmitttelbar ergreifender Gewalt. Und wie lustig war es, wenn er ins Phantasieren kam, wenn er von seiner Reise durch die Himmelsräume und seinen sechs verschiedenen Arten, in die Luft zu fliegen, dem verdulsten Herzog, der listig vor Nozanes Hause aufgehalten werden sollte, vortafelte. Vorzüglich gelang auch die Scene mit Nozane im zweiten Akt, wo der Arme, so grausampförmlich aus allen Hoffnungen gerissen, sofort mit schamhafter Selbstbeherrschung die furchtbare Enttäuschung verbirgt, ebenso die Begegnung mit Christian, dem seinem Schatz empfohlenen Liebhaber und Kampfbahn. Die höchste Wirkung erreichte er nicht in der großen Werbescene des dritten Aktes, die bei aller Schönheit unter Längen leidet, sondern am Schluß des Stückes. Wie er da, schamhaft beirgt, kein Mitleid zu erwecken, mit leichtem Scherz die tödliche Wunde vor Nozane verbirgt, wie endlich mit weichen Worten doch die Liebessehnsucht hervorbricht und dann der Umschlag in den Fieberphantasien, als er hochaufgerichtet, gegen die Schar der Feinde, die er im Geiste anstürmen sieht, den alten Degen schwingt, das kam in prächtiger Steigerung heraus. Eine seine Partnerin hatte Coquelin in Gilda D a r t h e n, die mit vieler Anmut die Nozane spielte. Sonst bot der Abend keine erwähnenswerthe Einzelleistungen, wohl aber eine Reihe früher Ensemblescenen. —

Medizinisches.

ss. Die Heilung andauernden Schluckens ist nach der „Revue de Therapie“ auf eine bisher nicht beachtete Art möglich. Der Schlucken oder das Schlucken ist bekanntlich das Anzeichen einer krampfhaften Erregung des Zwerchfelles, die am häufigsten nach einer Ueberladung des Magens eintritt; sie kann aber auch aus anderen Ursachen entstehen und so aufhaltend werden, daß sie die Erscheinung einer wirklichen Krankheit annimmt. Behandelt wurde der chronische Schlucken bisher gewöhnlich durch starke Nieschälze, durch Senfpflaster, wohl auch durch Elektrizität und Betäubungsmittel. In der genannten Zeitschrift wird der Fall eines jungen Mädchens beschrieben, das vier Tage ohne Unterlaß an Schlucken litt, der mit der Häufigkeit von 30 Malen in der Minute anstarrt und scheinbar von gastrischen Störungen herrührte. Das einzige Mittel zur Unterbrechung war ein Ausstrecken der Zunge für einige Sekunden. Daraufhin wurde festgestellt, daß eine rhythmische Bewegung der Zunge den Schlucken zum Stillstand und schließlich ganz zum Aufhören brachte. —

Humoristisches.

— Glücklich verlaufen. „Müßten gnädige Frau der Person, welche Sie mit Ihrem Automobil überfahren hatten, Entschädigung zahlen?“
„Nein, der Ueberfahrene war glücklicherweise mein Mann.“ —

— Zustimmung. Weinwirt (mit seinen außer Konkurrenz billigen Weinen renommierend): „Bei dieser Auslese sehe ich noch zu.“
Gast: „Das glaube ich; den Zuder schmeckt man auch gleich heraus!“ —

— Boshaft. A. (Sonntagsreiter): „Wie, ich soll auf dem Volksefeste auch etwas zur Verlesung beitragen?“
B.: „Ja, kommen Sie zu Pferde!“ —
(Reggendorfer-Wälder.)

Notizen.

— Georg Hirschfeld's neues Drama, das einen Märchenstoff behandelt, gelangt am 5. April im Deutschen Theater zur Erstaufführung. —

— Der Stadtrat von Thorn hat 300 000 M. zur Errichtung eines Stadt-Theaters bewilligt. —

— In Lübeck hat sich zur Erbauung und zum Betriebe eines großstädtischen Sommer-Theaters mit großem Konzertsaal (an Stelle des alten Tivoli-Theaters) eine Gesellschaft mit einem Kapital von einer Million Mark gebildet. —

— Die Morwiz-Oper wird ihre diesjährige Saison am 16. Mai im Metropol-Theater mit „A Basso Porto“ von Nicolo Spinelli eröffnen. —

— Der Bildhauer Franz Flaum veranstaltet vom 11. bis zum 17. März in seinem Atelier (Wartenburgstr. 14, Gartenhaus) eine Ausstellung von Skulpturen. Eintritt frei. —

— Die meisten Alphabeten, 80 Proz, giebt es in Rußland, Rumänien und Serbien. —